

# Die Erben von Senkenberg

Kriminalroman von Erich Ebenstein.

(21. Fortsetzung.)

„Nun, wie gefällt Dir mein Vetter?“, fragte Prosper P. Bodenbach einige Tage später seine Braut, als sie im Park langsam auf und abgingen, während die Baronin dem heute zum ersten Male auf Mauernberg erschienenen Herrn v. Labandall das Genüßsüßes zeigte.

„D, ganz gut. Er scheint ein sehr netter, höflicher junger Mann“, antwortete Lisa etwas zerstreut.

„Ich brauche aber hoffentlich nicht eifersüchtig zu werden?“, rief sie.

„Du mußt nämlich wissen, daß ich sehr stark Anlagen zum Ohello in mir verführe, seit ich Dich kenne!“

„Wirklich?“, fragte Prosper.

„Ja, man kann bei Gott nicht weniger redselig sein als Du heute, Lisa! Und bist doch sonst so ein süßes Klappermäuschen! Was hast Du denn nur?“

„Lisa wurde rot.“

„Ich? Gar nichts!“

„Und dann hat sie etwas echt Weibliches: sie drehte den Spiegel um und begann ihm Vorwürfe zu machen.“

„Warum ist er so? Weil ihr alle auch seine Unfreundlichkeiten gefahlen laßt! Weil ihr Feigling und seine Männer seid! Zum Beispiel Du. Warum hast Du nicht eines Tages ganz einfach zu mir gesagt: So — nun komme mit mir, damit ich Dich dem Onkel endlich vorstelle, ob er mag oder nicht! Denn schließlich kann er uns doch nicht freisen!“

„Prosper war erst so verblüfft, daß er seine „kaufte blonde Feenkönigin“, wie er Lisa nannte, ganz stumm anstarrte.“

„Dann murmelte er: „Fairly queen — Du kannst also auch Gärtnern predigen halten, wie andere idische Frauen?“

„Natürlich. Das heißt, wenn es sein muß.“

„Und diesmal —“

„Mühte es sein. Jawohl. Denn ich habe wirklich nicht ein, was Dein Onkel sich zu ärgern hat, weil wir einander lieb haben. Du willst ihn nicht sterben, hörst nicht von ihm ab — was geht es ihn also über?“

„Weißt Du, was ich glaube, Lisa? Daß er in seiner eigenen Ehe viel glücklicher ist als Du, als man denkt? Entschieden hat er ein Vorurteil gegen das ganze weibliche Geschlecht — man muß ihm verzeihen.“

„Gut! Als ob das ein Mitleidswort wäre! Ganz im Gegenteil!“

„Nun, wie gefällt Dir mein Vetter?“, fragte Prosper P. Bodenbach einige Tage später seine Braut, als sie im Park langsam auf und abgingen, während die Baronin dem heute zum ersten Male auf Mauernberg erschienenen Herrn v. Labandall das Genüßsüßes zeigte.

„D, ganz gut. Er scheint ein sehr netter, höflicher junger Mann“, antwortete Lisa etwas zerstreut.

„Ich brauche aber hoffentlich nicht eifersüchtig zu werden?“, rief sie.

„Du mußt nämlich wissen, daß ich sehr stark Anlagen zum Ohello in mir verführe, seit ich Dich kenne!“

„Wirklich?“, fragte Prosper.

„Nun, wie gefällt Dir mein Vetter?“, fragte Prosper P. Bodenbach einige Tage später seine Braut, als sie im Park langsam auf und abgingen, während die Baronin dem heute zum ersten Male auf Mauernberg erschienenen Herrn v. Labandall das Genüßsüßes zeigte.

„D, ganz gut. Er scheint ein sehr netter, höflicher junger Mann“, antwortete Lisa etwas zerstreut.

„Ich brauche aber hoffentlich nicht eifersüchtig zu werden?“, rief sie.

„Du mußt nämlich wissen, daß ich sehr stark Anlagen zum Ohello in mir verführe, seit ich Dich kenne!“

„Wirklich?“, fragte Prosper.

„Ja, man kann bei Gott nicht weniger redselig sein als Du heute, Lisa! Und bist doch sonst so ein süßes Klappermäuschen! Was hast Du denn nur?“

„Lisa wurde rot.“

„Ich? Gar nichts!“

„Und dann hat sie etwas echt Weibliches: sie drehte den Spiegel um und begann ihm Vorwürfe zu machen.“

„Warum ist er so? Weil ihr alle auch seine Unfreundlichkeiten gefahlen laßt! Weil ihr Feigling und seine Männer seid! Zum Beispiel Du. Warum hast Du nicht eines Tages ganz einfach zu mir gesagt: So — nun komme mit mir, damit ich Dich dem Onkel endlich vorstelle, ob er mag oder nicht! Denn schließlich kann er uns doch nicht freisen!“

„Prosper war erst so verblüfft, daß er seine „kaufte blonde Feenkönigin“, wie er Lisa nannte, ganz stumm anstarrte.“

„Dann murmelte er: „Fairly queen — Du kannst also auch Gärtnern predigen halten, wie andere idische Frauen?“

„Natürlich. Das heißt, wenn es sein muß.“

„Und diesmal —“

„Mühte es sein. Jawohl. Denn ich habe wirklich nicht ein, was Dein Onkel sich zu ärgern hat, weil wir einander lieb haben. Du willst ihn nicht sterben, hörst nicht von ihm ab — was geht es ihn also über?“

„Weißt Du, was ich glaube, Lisa? Daß er in seiner eigenen Ehe viel glücklicher ist als Du, als man denkt? Entschieden hat er ein Vorurteil gegen das ganze weibliche Geschlecht — man muß ihm verzeihen.“

„Gut! Als ob das ein Mitleidswort wäre! Ganz im Gegenteil!“

„Nun, wie gefällt Dir mein Vetter?“, fragte Prosper P. Bodenbach einige Tage später seine Braut, als sie im Park langsam auf und abgingen, während die Baronin dem heute zum ersten Male auf Mauernberg erschienenen Herrn v. Labandall das Genüßsüßes zeigte.

„D, ganz gut. Er scheint ein sehr netter, höflicher junger Mann“, antwortete Lisa etwas zerstreut.

„Ich brauche aber hoffentlich nicht eifersüchtig zu werden?“, rief sie.

„Du mußt nämlich wissen, daß ich sehr stark Anlagen zum Ohello in mir verführe, seit ich Dich kenne!“

„Wirklich?“, fragte Prosper.

„Ja, man kann bei Gott nicht weniger redselig sein als Du heute, Lisa! Und bist doch sonst so ein süßes Klappermäuschen! Was hast Du denn nur?“

„Lisa wurde rot.“

„Ich? Gar nichts!“

„Und dann hat sie etwas echt Weibliches: sie drehte den Spiegel um und begann ihm Vorwürfe zu machen.“

„Warum ist er so? Weil ihr alle auch seine Unfreundlichkeiten gefahlen laßt! Weil ihr Feigling und seine Männer seid! Zum Beispiel Du. Warum hast Du nicht eines Tages ganz einfach zu mir gesagt: So — nun komme mit mir, damit ich Dich dem Onkel endlich vorstelle, ob er mag oder nicht! Denn schließlich kann er uns doch nicht freisen!“

„Prosper war erst so verblüfft, daß er seine „kaufte blonde Feenkönigin“, wie er Lisa nannte, ganz stumm anstarrte.“

„Dann murmelte er: „Fairly queen — Du kannst also auch Gärtnern predigen halten, wie andere idische Frauen?“

„Natürlich. Das heißt, wenn es sein muß.“

Herrn Rodin fragen zu lassen. Der Weg, den sie ging, ward immer einsamer. Aber Melitta dachte gar nicht daran, sich zu fürchten. Die Gegend ringsum, das wußte sie, war völlig sicher. Es gab weder Wälder noch Gebirge in diesen stillen Waldhainen, nur hier und da ein Schloß, einen Weiler oder einzelne Bauerngehöfte.

Jetzt bog der Weg zwischen Fichtengruppen und Schonungen links gegen die breite Landstraße ab. Gerade an der Biegung lag ein verlassener Steinbruch mit einer alten Hütte, die früher von Bergarbeitern bewohnt gewesen sein sollte, jetzt aber seit langer Zeit schon unbenutzt und verschlossen war.

Der Hörner von Senkenberg hatte ihr einmal erzählt, daß der Steinbruch zu Herrn v. Maguereßs Besitz gehörte, und wegen zu geringer Ertragsfähigkeit nicht mehr betrieben werde.

Als Melitta sich nun dieser Stelle näherte, erlaunte sie nicht wenig, heute Stimmen aus der offen stehenden Hütte zu vernahmen.

Fast gleichzeitig erblickte sie einen feinen gelebten Herrn, der herabstrahlte, und erkannte trotz der Entfernung — Herrn v. Labandall.

Instinktiv trat sie noch tiefer in den Schatten der Fichten, die sie gegen die Hütte zu verbargen, und dies war gut, denn Labandalls Blick glitt spähend nach auf und ab, ehe er sich der Landstraße zuwandte, und entfernte.

Melitta Herz klopfte laut und aufgeregt.

Was sollte das bedeuten? Labandall war ja vor kurzem mit Prosper nach Senkenberg heimgekehrt? Er mußte sich von dort sofort wieder hierher begeben haben.

„Wozu? Wo wohnte in der bisher verlassenen Hütte?“

Hempels Mitteilungen fielen ihr ein.

Wenn es jener entsetzliche Graubart wäre...?

Sie schauderte unwillkürlich zusammen und überlegte, ob sie nicht lieber den ganzen langen Weg zurück machen sollte, anstatt hier vorüber zu gehen.

Im nächsten Augenblick lächelte sie über sich selbst. Die Tür der Hütte hatte sich abermals geöffnet und eine wahre Woge von einem Mann in einem halberhöhten Topf Wasser aus dem nahen Fach zu holen.

Der unglückliche, dessen blaurotes Gesicht offenbar einmal erformt war, trat auf dem mit Regen ungetrockneten Hals zwei Kröpfe von stattlichen Dimensionen. Seine Beine waren verkrüppelt und ermüdet, es ihm nur schwer, sich fortzubewegen.

Auf den Hügel lag jenes breite stupide Grinsen, das den Halb-Kretin verrät.

Melitta atmete auf. Nein, das war der Graubart nicht. Welche Gesichter hatte sie sich überhaupt gleich zu sehr menschenhaft.

Die Sache war gewiß ganz natürlich: Labandall hatte sich aus irgend einem Grund wahrscheinlich schon unterwegs von Prosper getrennt, machte einen Spaziergang und kam dabei zufällig an den Steinbruch, wo ihn dieser arme Jammerrichter angebetelt haben mochte.

„Nach und immer noch über sich selbst lächelnd, ging sie nach Haus, dem frummensüchtigen Steinbrudermenschen im Vorübergehen ein Geldstück zuwerfend, das er grinsend in Empfang nahm.“

Am nächsten Tage fuhr sie nicht nach Pragoch, denn Lisa wollte, daß sie sie ganz heimlich in aller Morgenfrühe nach Senkenberg begleite.

Niemand — nicht einmal die Baronin sollte darum wissen. Es galt, Prosper, der stets gegen zehn Uhr zu Fuß oder Pferd nach Mauernberg kam, zu überraschen. Das war Lisas „Geheimnis“.

„Weißt Du, wenn er gerade so recht beglückt mit Tante Renate und seinem Vater beim Frühstück sitzt, dann trete ich vor ihn hin“, malte Lisa die Situation aus. „Sein Gesicht wird so tomlisch sein! Weich er doch, daß ich sonst eine Langschleiferin bin. Ubrigens“ — sie blinzelte mit strahlenden Augen um sich — „ist die Welt so am frühen Morgen ganz herrlich! Wollen mal sehen, ob's auch sonst wahr ist, daß Morgenlunde Gold im Munde trägt!“

„Dann freilich stieh sie denn in Senkenberg?“

## Der unheimliche Passagier

Humoreske von Adolf Stutz.

Wir waren zu sechs im Abteil. Wie gegenüber in der Ecke sah ein bieder, gemütlicher Herr, der gleich beim Einsteigen mit allen andern sich in freundschaftlichen Kontakt gesetzt hatte, und dem es zu verdanken war, daß wenige Minuten später ein lebhaftes Gespräch im Gang kam, welches uns die Langeweile der Bahnfahrt vertrieb.

Wir beteiligten uns alle an der Debatte, die sich, ausgehend von der Politik und Tagesgeschichte, schließlich einem sensationellen Worte zuwandte, welchem die Zeitungen täglich ganze Seiten widmeten, die von der Welt weit verschlungen wurden, obgleich seit dem ersten Bericht über die Morbidität kaum ein neuer Umstand bekannt geworden war.

Ein Herr in mittleren Jahren, ich taxierte ihn als Geschäftsfreisenden, behauptete, der Mörder werde nie entdeckt werden. Die anderen widersprachen, besonders lebhaft der dicke Herr. Er verfolgte mit Feuereifer die Fährten der Polizei, zeigte sich über alle modernen Hilfsmittel der Kriminalistik, vom Polizeihund bis zur Daktyskopie, genau informiert, und stellte zuletzt, ermutigt durch den Beifall der anderen, die These auf, daß in absehbarer Zeit die Morde überhaupt aufhören würden, weil die Verbrecher von vornherein gewiß sein müßten, dem rächenden Arm der Gerechtigkeit — diese schöne Phrase gebrauchte er minderbekannt ein Dugendmal in seinen Ausführungen — nicht entfliehen zu können. Der Reisetontel schämte, niedergedonnert von der überwältigenden, aus der Nordwestfront der Sensationsblätter geschöpften Fraktion des bieder Herrn, und dieser freute sich schon seines Sieges, als ihm ganz unerwartet entgegengetreten wurde.

Wir schräg gegenüber, durch die Länge des Waggons von mir getrennt, sah ein Passagier, der sich bis jetzt am Gespräche nicht beteiligt hatte. Er nahm jetzt das Wort:

„Ich kann Ihre Auffassung nicht teilen, verehrter Herr. Gemäß, die Hilfsmittel der Polizei steigen von Tag zu Tag, aber nicht nur die Obrigkeit, auch die andere Menschheit wird allmählich klüger. Und die Verbrecher hören doch auch zur Menschheit. Freilich, wo sie mit so veralteten Methoden arbeiten, wie hierzulande, da hat die Polizei leichtes Spiel. Aber ich könnte Ihnen eine Geschichte erzählen, eine Geschichte aus dem Leben.“

Er machte eine Kunstpause. Der Waggon ratterte, die Fenster klirren, der alte Herr räusperte sich, und wir andern spitzten die Ohren. Doch noch ehe der Anwalt der Polizeimittel sich zu einer Widerrede gesammelt hatte, begann der andere von neuem.

„Abermals warum soll ich Ihnen die Geschichte nicht erzählen? Es sind schon Jahre darüber verfloßen, keiner von Ihnen kennt die Beteiligten, keiner den Schauplatz der Tat. Und wenn ich Ihnen anvertraue, daß sich mein Drama in Amerika abspielte, so wissen Sie gleichfalls nicht mehr als bisher, höchstens, daß Sie von vornherein darauf gefaßt sind, eine Geschichte zu hören, aus Regionen, in denen noch nicht alles so geregelt, so nach Schema „A“ sich abspielt, wie hier im alten Europa.“

Ich will die beiden Helden meiner Geschichte Müller und Schmidt nennen. Sie könnten geradezu Lehmann und Schulze oder sonstwie heißen. Der Name ist Nebensache und ebenso der Grund des tiefen Hasses, welchen Müller auf Schmidt geworfen hatte, eines Hasses, der nicht Genüge darin fand, den Gegner zu schädigen, sondern nur eine Befriedigung kannte: den Tod des Feindes.“

„Aha, herzh, die fahme“, warf der dicke Herr ein und blinzelte sich holz um, ob wir andern auch das fremde Gital gehörig hätten.

Der Fremde zuckte mit den Achseln. „Meinetwegen nehmen Sie an, daß es sich um eine Weibergeschichte handelte. Das alles ist gleichgültig, denn ich will nur von der Tat sprechen, nicht von ihrem Grunde. Aber Sie haben insofern recht, als Schmidt ein bildhübscher Bursche war, sich stets peinlich und adrett kleidete, schmucke Weibche und blendend weiße steife Hemdbrüste trug und deshalb von den Frauen im allgemeinen nicht ungerne gesehen wurde.“

„Aha, Müller war sich darüber klar, daß Schmidt sterben mußte. Er selbst aber hatte durchaus keine Lust, dem andern nachzufolgen und auf dem elektrischen Stuhl Platz zu nehmen.“

Müller war ein taller, überlegener, ruhiger Kopf. Er ließ sich Zeit. Woher er alle Chancen für und wider, und schließlich hatte er ein Projekt ausgearbeitet, welches ihm die Gewißheit gab, den Gegner aus der Welt schaffen zu können, ohne daß die Polizei ihm selbst etwas antun konnte.

Schmidt bewohnte ein Zimmer im vierten Stock eines Mietshauses, welches auf einem großen Hofe lag. Müller quartierte sich ihm gegenüber ein. Zwischen den beiden Häusern gab es eine unebene, bei Tag und Nacht hell beleuchtete und von Menschen und Fahrzeugen wimmelnde Platz. Niemand ahnte es, daß über

das Getriebe hinweg ein Paar graue, unerbittliche Augen zum Fenster des gehängten Feindes hinüberblickten.

Müller verstand etwas von Mechanik und Elektrizität. Was ihm noch mangelte, hatte er sich durch eifriges Studium angeeignet; und so war es ihm ein Leichtes, das gewünschte Werkzeug herzustellen. Es war einfach genug: eine gute, nie vergebende Klinge, ein paar elektrische Batterien und eine Axt. Aus diesen Bestandteilen baute er seine Höllenmaschine. Er lagerte das Gemehr so, daß seine Klinge gerade den am Fenster liegenden Feind treffen mußte, und mit Hilfe des Beders und der Elektrizität wußte er es so einzurichten, daß der Schuß genau zur beabsichtigten Stunde losgehen mußte, ohne daß er selbst im Zimmer war.

Nun galt es noch, dafür zu sorgen, daß der Gegner zur kritischen Stunde am Fenster steh. Auch das wußte er zu bewerkstelligen. Mit verfeilter Handschrift schrieb er Liebesbriefe an den Herzensbrecher mit der blendend weißen Hemdbrust, und der andere, das Verhängnis nicht ahnend, antwortete, natürlich postlagernd. Müllers Briefe wurden immer zärtlicher, die des unglückseligen Schmidt immer kürzer. Er verlangte eine persönliche Zusammenkunft, ein Rendezvous. Darauf hatte Müller gewartet. Die Briefschreiberin kündigte an, daß sie an dem und dem Tage zu der und der Stunde Schmidt besuchen werde. Er sollte zwischen neun und zehn Uhr abends am Fenster stehen. Wenn auf der Straße eine Dame mit weißem Muff, weißen Fibern auf dem Hute und zwei Kofen im Gürtel auf und ab gehe, solle er hinabkommen. Müller konnte Schmidt gut genug, um zu wissen, daß er sich zur kritischen Zeit keine Sekunde vom Fenster rühren würde. Ubrigens, das hätte wohl auch kein anderer von uns getan.

Am entscheidenden Tage stellte Müller seine Höllenmaschine, richtete den Weder auf halb zehn und ging feierlich aus. Natürlich suchte er an diesen Abend Gesellschaft, um ein untrügliches Alibi zu haben. Sehen Sie, so macht man es.“

Er sprang auf und eilte auf den Gang hinaus, uns im Abteil zurücklassend. Wir andern blickten uns verärgert an. Keiner zweifelte, daß der unheimliche Passagier und der dämonische Müller eine Person seien.

Der dicke Herr beugte sich zu mir und flüsterte: „In einer Minute fahre ich in die Station. Steigen Sie aus und verständigen Sie die Polizei. Ich will inzwischen ganz harmlos mit dem Mörder plaudern, damit er keinen Verdacht schöpft und nicht merkt, daß er sich verraten hat.“

Der Zug ging langsam, der unheimliche Passagier kehrte ins Abteil zurück, sah seine Handtasche und sagte, während seine durchbohrenden Augen von einem zum andern wanderten:

„Ich bin Ihnen noch den Schluß schuldig. Alles hatte Müller so klug voraus berechnet, und doch mißlang sein Plan. Denn als die Klinge pünktlich auf die Sekunde über das Menschengehör hinweg an die Brust Schmidts schlug, da prallte sie unschädlich ab. Denn keine Klinge vermag die blendend weißen, steifen Hemdbrüste zu durchschlagen, welche seine Faunit lieferte. Ich halte mich den Herren bestens empfohlen.“

Er warf uns ein paar Adreßkarten zu und sprang aus dem Zug, ehe wir Zeit hatten, ihn zu lynchen.

## Der erste Freiwillige

Der erste Freiwillige, der sich bei Beginn der Freiheitskriege meldete, war naturgemäß ein Östpreuße, der Königsberger Student Seidemann, der Sohn des Oberbürgermeisters, und bald folgten Tausende seinem Beispiel. In Östpreußen gingen die Wogen der patriotischen Begeisterung am höchsten und — am tiefsten. Unfähig hatte die Bevölkerung unter dem Druck der Fremdberrschaft gelitten; für das eigentliche Östpreußen mit seinen 500,000 Einwohnern berechnete man den Kriegsschaden in den letzten fünf Jahren auf 230 Millionen Mark. Vor allem aber bäumte sich das Selbstbewußtsein der letzten Bevölkerung Östpreußens auf gegen die Anwesenheit. Darum war es möglich, bis zum Frühjahr 1813, allein in der Provinz Preußen außer dem Yorkschen Korps ein Heer von 40,000 Mann auf die Beine zu bringen. In der unerhörten Opferfreudigkeit des Volkes fand York den nötigen Rückhalt für seine unerhörte Tat vom 30. Dezember 1812, worüber der französische de Pradt folgenden Bericht erstattete: „Unter allen Menschen der Zeit hat der General York den größten und den entscheidendsten Schlag getan.“ Das östpreußische Volk aber machte die Sache Yorks zu der seinigen; die große Zahl der Freiwilligen, deren Heißer Heidemann eröffnete, ist ein Beweis dafür. Hell aus dem Norden drach der Freiheit Licht; hier erwachte der Geist der Freiheitskriege zuerst und die Stochkraft des alten Preußentums, der nichts gewachsen ist.“

— Voreilig. Stammgalt: „Zu dumm! Jetzt habe ich schon zwei Salbheringe geessen, damit ich anrecht Durst hab, wenn sich anregt wird... und jetzt kommt lein, der die letzten drei Maß trinkt, die noch in dem alten Faß drin sind!“



Ein Dampfer-Gast. Die Dame, die eine Reise zu Schiff nach Panama, Venezuela etc. macht, nimmt nicht ihren schweren Koffer mit, der doch nur eine Zeit wird, sobald die südliche Zone erreicht ist. Dieser neue Dampfer-Gast ist aus warmem und dabei nicht zuwärmendem ganzwollenen Stoff gemacht und ist ganz besonders für Reisezeit geeignet, da man ihn bequem einwickeln kann. Zu dem Coat wird ein praktisches Reisekleid aus braunem Robair getragen, ein einfacher Hut und Schuhe aus Leder mit gepolsterten talbreiten Sohlen.

## Türkisches Theaterleben.

Auch in Konstantinopel wird der alte Thalia geübt. In diesen trügerischen Zeiten sind die großen und die kleinen Theater von Konstantinopel geschlossen; aber man darf wohl annehmen, daß bald nach dem Friedensschluß das Theaterleben am Goldenen Horn in seiner etwas eigenartigen und charakteristischen Weise wieder aufleben wird. Die türkischen Zeitungen verüben schon jetzt, daß die italienischen Schauspielere, die früher in Konstantinopel gern gesehene Gäste waren, im Kaiserlichen Theater von Zibis Kiosk nicht mehr werden spielen können, da dieses Theater durch eine jungtürkische Willensstunde abgebrochen sei; in den anderen Theatern, die etwa vor fünf Jahren, nach dem großen Brande von Pera, entstanden sind, werden sie jedoch noch vor auftreten dürfen.

In Konstantinopel war nach jener gewaltigen Feuersbrunst nur das Hoftheater übriggeblieben. Das erste Theater, das dann neu erbaut wurde, war das Concordia-Theater. Fast zu gleicher Zeit entstand in den öffentlichen Gartenanlagen das Theater „Petit Champs“. Im Concordia spielten internationale Gesellschaften, bessere und schlechtere; eine der ersten war die des Neapolitaners La Bruna, der den Türken als erster Gounod's „Faust“ vorführte, und zwar in phänomenaler Auffmachung; den Chor z. B. bildeten zwei lebendige und etliche... auf die Leinwand gemalte Christen. Als Gegenstück zu diesem wunderbaren „Faust“ gab man Boitos „Messias“ mit einem Orchester, das aus einer Violine, einer Posaune und einer Klarinette bestand; es war eine Musik, die Steine erweichen und Menschen rasend machen konnte. Später beherbergte das (inzwischen erneuerte) Theater gute italienische Gesellschaften, so die Operntroupe Castellanos, die mit nicht geringem Erfolg neue Opern zur Aufführung brachte. Unter den Schauspielergesellschaften standen an erster Stelle die französischen. Die erste italienische Operntroupe, die in Konstantinopel spielte, war die des alten neapolitanischen Schauspielers Salvatore Stradolo, dessen Sohn Leiter des von Abdul Hamid begründeten Hoftheaters wurde. Die Jungtürken brachten diesen jüngeren Stradolo, der vom Sultan zum Raimakam ernannt worden war, um Amt und Würden.

Die zweite Gesellschaft war die eines gewissen Raffaele Scognamiglio, der seine Vorstellungen infolge des Armentiergewehrs unterbrach. In den „Petit Champs“ spielten unter großem Zulauf Sara Bernhardt, die beiden Coquelin, Ernesto Rossi und Emete Novelli. Abdul Hamid hielt sich ein für immer engagiertes Sängerkorps und ein aus 50 Mitgliedern bestehendes Orchester. Sowohl die Sänger wie die Musiker waren militärisch organisiert: sie trugen Uniformen und waren pensionsberechtigt. Der Mann, der den Vorkurs aufzog, war Unterleutnant, und die Theaterdiener standen im Range von Unteroffizieren. Die Aufführungen leitete der Sultan nach Güt-

bünten: er unterbrach z. B. ganz plötzlich die „Maschott“, um sich einen Akt „Traviata“ vorspielen zu lassen, und verlangte mitten in dieser „Traviata“ ebenso plötzlich wieder nach dem „Boccaccio“. Für das originale Hoftheater waren ferner auf Lebenszeit engagiert ein Zauberkünstler und zwei französische Clowns. Während des Hofmonats durften die Künstler nicht spielen; die Soge wurde ihnen aber auch im Ramadan ausgegahlt.

## Russische Jubiläumsmarken.

Mit dem 1. Januar sind in Rußland neue Briefmarken in den Verkehr gekommen, welche aus Anlaß des in diesem Jahre stattfindenden Jubiläums der Regierung des Hauses Romanow ausgegeben sind. Aus diesem Grunde tragen die meisten Marken, ähnlich den vor einigen Jahren in Oesterreich zur Ausgabe gelangten Jubiläumsmarken, die Köpfe einzelner Herrscher des russischen Reiches. Auf der Marke zu 1 Kopeke braun Peter der Große, 2 Kopek grün Alexander II., 3 Kopek rot Alexander III., 4 Kopek rotbraun Peter der Große, 7 Kopek braun Nikolaus II., 10 Kopek grünblau Katharina II., 14 Kopek grünblau Katharina II., 15 Kopek braun Nikolaus I., 20 Kopek rot Alexander I., 25 Kopek dunkelviolett Alexi Michailowitsch, 35 Kopek dunkellila und grün Paul I., 50 Kopek braun und schiefgrau Elisabeth, 70 Kopek grün und braun Michael Fedorowitsch, 1 Rubel braun und orange der Krest zu Moskau, 2 Rubel blau das Winterpalais, 3 Rubel schwarz und grau das Haus der Romanows und 5 Rubel rot Kaiser Nikolaus II. Die früher noch im Umlauf befindenen Werte zu 3/4, 7 und 10 Rubel werden nicht wieder ausgegeben. Die Marken sollen nur im Jahre 1913 gebraucht werden.

— Nach Witternacht. Castgeber (siehe zu Frau und Tochter, die abwechselnd Klavier spielen): „Es ist alles vergeblich! Keiner macht Anhalten, aufzubrechen — verflucht mal vierhändig!“

— Auch eine Zeitungs-Bekanntmachung. Farrer: „Du hast also Deine Frau auch durch die Zeitung kennen gelernt, Peter; wie kamst Du denn dazu, auf eine Heiratsannonce zu schreiben?“

„Das tat ich nicht, Herr Farrer... meine Frau war die Botin, die mir die Zeitung brachte!“

— Ignoranten. Frau: „Wie der Stadtrat so verächtlich an unsern prachtvollen Mietsäusen vorbeizieht!“

Bauer: „Ja, die Leute haben eben keinen Sinn für das Schöne!“

— Auf dem Dorf und in der Hochalpenwelt der Altiengemeinschaft. Plönitz in Hörde erlitten durch eine unermutet aus einem Ofen schließende Stadlamme drei Arbeiter schwere Verletzungen. Die Verletzten wurden ins Krankenhaus gebracht. Das im Jahre 1887 auf dem Montblanc errichtete, aber seit Jahren schon nicht mehr bediente Observatorium ist jetzt vom Gleichgewicht ringsum eingeschlossen, so daß nur zungen leute der Sultan nach Gut-